

## Die Theologie im Konzert der Fakultäten

### I.

Im gleichen Jahr, in welchem mit dem Sturm auf die Bastille die Französische Revolution ausbricht, hält der Professor der Geschichte und der Philosophie *Friedrich von Schiller* an der Universität Jena seine längst berühmt gewordene Antrittsvorlesung.

Anders als „Juristerei und Medizin und leider auch Theologie“ sind Geschichte und Philosophie nicht unmittelbar berufsorientierte und deswegen wohl auch nicht besonders frequentierte Disziplinen. Darum liegt dem Professor *Schiller* alles daran, Dignität und Bedeutung der von ihm vertretenen Fächer herauszustellen. Er tut dies, indem er in langen Erörterungen dem Typ des bloßen „Brotgelehrten“ – wie er ihn nennt – jenen gegenüberstellt, dem es nicht um nützliche, verwertbare Kenntnisse geht, sondern um Erkenntnis, um Wahrheit schlechthin.

Ohne diese Begriffe zu gebrauchen, greift er damit den Gegensatz auf, der schon im alten Athen zwischen den sogenannten jüngeren Sophisten und den Vertretern der reinen, zweckfreien Theoria, des Strebens nach der Wahrheit um ihrer selbst willen, bestand.

Heute wird dieser Gegensatz kaum mehr wahrgenommen, weil die sogenannten nützlichen, weil anwendungsbezogenen Wissenschaften, ohne auf wirklichen Widerstand zu stoßen, das akademische Feld geradezu souverän beherrschen. Nur für sie fließen denn auch zumeist die öffentlichen Mittel, finden sich potente Sponsoren.

Welche Folgen für Mentalität und Kultur einer Gesellschaft, für die Universität selbst, sich daraus ergeben, ist unschwer zu erkennen.

Mit dieser Entwicklung geht der Erziehungswissenschaftler *Jochen Krantz* ins Gericht. Ihr gegenüber formuliert er *seinen* Begriff von Universität: „Nach Wahrheit zu suchen und zu geistiger Unabhängigkeit und Verantwortlichkeit zu bilden ist Aufgabe und ‚Nutzen‘ der Universität. Sie ist weder Lieferant neuer Erfindungen für Autokonzerne und Computer-Firmen noch Ausbildungsmaschine für hochqualifizierte Vielverdiener. Das ist eine Perversion ihrer Idee. Sie muß den Menschen zur Unabhängigkeit, zur Freiheit, zur Verantwortung befähigen, damit er als Bürger dem Gemeinschaftsleben ... dienen“ und, so fügen wir hinzu, sein eigenes Menschsein erfüllt leben kann.

In eben diesem Zusammenhang ist *Josef Ratzinger* zu zitieren, der in seinem Beitrag „Vom Wesen des Akademischen und seiner Freiheit“ vom Jahre 1993 so schreibt: „Die Freiheit des Machens und die Freiheit der Wahrheit sind zur eigentlichen Alternative unserer Stunde geworden. Aber die von der Wahrheit ungehemmte Freiheit des Machens ist die Diktatur der Zwecke in einer wahr-

heitslosen Welt und damit die Versklavung des Menschen unter dem Schein seiner Befreiung. Nur wenn die Wahrheit in sich selber gilt, und sie zu sehen mehr ist als alle Erfolge, nur dann sind wir frei. Und nur die Freiheit der Wahrheit ist darum wahre Freiheit.“

Diesem Ziel kann die Universität freilich nur in dem Maße dienen, in welchem zweckfreies Streben nach Erkenntnis letzter Gründe und Zusammenhänge von Welt und Mensch in ihr gebührenden Freiraum findet. Wenn man sich also nicht auf die Seite derer stellen will, die Wissenschaft mit dem Blick auf vordergründige Nützlichkeit verzwecken wollen, wird man darum den Fragen nach dem Woher, Wozu und Wohin des Ganzen nicht ausweichen können.

Eben hier ist nun der epistemologische Ort der Theologie, die gerade jene Fragen in besonderer Ausdrücklichkeit zu stellen und – natürlich im Gespräch mit den anderen Disziplinen – Antworten darauf zu formulieren und diese einsichtig zu machen hat.

Bedenken wir des weiteren die evidenten, dennoch aber kaum gewürdigte Tatsache, daß keine der Wissenschaften, welcher auch immer der Gegenstand ihrer Bemühungen sein mag, sich ihren Gegenstand selbst geschaffen hat, sondern ihn vorfindet. Sprache verdankt ihre Existenz ebensowenig den Philologen oder Linguistikern, wie Maß, Zahl und Gewicht oder Elementarteilchen von Mathematikern und Physikern erschaffen wurden.

Was die Theologen betrifft, so hatte allerdings *Ludwig Feuerbach* einmal geglaubt, verkünden zu können, „der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde“. Aber das, wovon er spricht, ist stets nur ein Bild, ein mehr oder weniger zutreffender Begriff von Gott, nicht aber die alle Begriffe sprengende Realität „Gott“.

Es ist allemal ein Vorhandenes, Vorgefundenes, was menschliche Wissenschaft entdeckt, erforscht, erklärt und in größere Zusammenhänge einzuordnen sich bemüht. Damit könnte man sich vordergründig begnügen – und nicht wenige tun dies –, wenn es denn bei Wissenschaft tatsächlich nur um ein nützliches, verwertbares Wissen ginge. Damit wäre freilich der eigentliche Anspruch auf Wissenschaftlichkeit in Frage gestellt.

Um Wissenschaft geht es doch in Wahrheit nur, wenn nach *Aristoteles* und *Thomas von Aquin* eine *cognitio e causis* erstrebt, d. h. einer Sache auf den Grund gegangen, wenn nach Ursachen, nach Gründen gefragt wird. Geschieht nun eben dieses, dann, allerdings, stößt man unausweichlich auf die Tatsache, daß dieser Gegenstand der Forschung keineswegs aus innerer Notwendigkeit existiert, bzw. sich selbst hervorgebracht hat. Er hat irgendwann begonnen zu existieren.

Es gibt also einen Zeitpunkt, vor welchem er eben nicht existiert haben kann. Bezüglich des Universums meint man, dies sei vor 13,75 Milliarden Jahren geschehen.

Die Frage nach dem Woher, Weshalb, Wozu erstreckt sich auf einen jeden von einer wissenschaftlichen Disziplin erforschten Gegenstand. Damit geraten sein Verursachtsein, sein Geschaffensein, sein Sinn und Zweck ins Blickfeld und damit der Schöpfer. Dagegen protestiert zwar der militante Atheist *Richard*

*Dawkins* und meint, es sei das von ihm so genannte „anthropische Prinzip“ die Ursache alles Vorhandenen, doch verrät er uns nicht, was er unter diesem obskuren anthropischen Prinzip versteht. Immerhin, wenn dieses Prinzip wirklich alles das kann, was ihm *Dawkins* zuschreibt, dann kann es alles das, was eigentlich Gott der Schöpfer kann. Es gibt ihn also doch – nur heißt er bei *Dawkins* „anthropisches Prinzip“. Das – *in summa* – bedeutet für unseren Diskurs, daß jede Wissenschaft, insofern sie sich mit einer geschaffenen Wirklichkeit beschäftigt, *per se* auf den transzendenten Schöpfer stößt, also einen hintergründigen theologischen Bezug hat. Nicht zu vergessen, daß auch der forschende Wissenschaftler selbst Geschöpf ist.

Damit ist nun keinesfalls gesagt, daß dieser theologische Bezug etwa die Ergebnisse der Forschung determinieren könnte. Wohl aber gewinnen diese, in den elementaren Zusammenhang Schöpfer und Schöpfung gestellt, eine andernfalls verschlossen bleibende Tiefendimension.

Zugleich verweist dieser theologische Bezug auf die erste Verpflichtung aller Wissenschaft zur Suche nach Wahrheit um der Wahrheit willen. Sache des Weisen ist es denn, *causas altissimas considerare* – die höchsten Ursachen, aber auch: die tiefsten Gründe – zu betrachten. So *Aristoteles* Met. I 2. Wenn es aber darum geht, kommt wiederum Gott als höchste Ursache und tiefster Grund allen Seins ins Spiel, und damit die Theologie.

Gleiches gilt, wenn wir nun die Frage stellen, welcher genuine Impuls den Wissenschaftler zu seiner Arbeit bewegt. Natürlich erscheint hierbei im Hintergrund erneut der Gegensatz von Praxis bzw. Pragmatismus und *Theoria*. Es geht aber noch um mehr, denn auch das Streben nach der reinen *Theoria* ist ja motiviert.

Weshalb und wozu also will ich überhaupt Wahrheit erkennen? Greifen wir auf ein historisches Beispiel zurück, auf das 13. Jahrhundert, in dem bedeutende Fortschritte auf nahezu allen Gebieten der Naturwissenschaft erzielt wurden. Dazu *Alistair Cameron Crombie* in seinem Werk „Augustine to Galileo. The History of Science A. D. 400-1650“ (<sup>2</sup>1965): „Von welcher Gesinnung die Naturwissenschaft des 13. Jahrhunderts beseelt war, hatte zu Anfang des Jahrhunderts *Franziskus von Assisi*, der Gründer eines Ordens, der dem naturwissenschaftlichen Denken im Abendland, besonders in England, so viele große Erneuerer schenken sollte, in die Worte gefaßt: ‚Preis sei dir, o Herr, für alle deine Geschöpfe, besonders für unseren Bruder Sonne, der den Tag bringt und mit ihm das Licht schenkt, denn er ist ruhmreich und herrlich in seinem Glanz und tut dich, Allerhöchster kund.‘“ Dann fährt *Crombie* fort: „Genauso empfanden sicherlich auch Grosseteste, Roger Bacon und Peckam in Oxford ... und in dem anderen großen Mönchsorden, dem die Naturwissenschaft des 13. Jahrhunderts ihren größten Fortschritt verdankt,“ – er meint die Dominikaner – „war zweifellos der Glaube lebendig, daß der *amor intellectualis Dei* auch das Studium der Natur ... einschloß.“

Was *Vinzenz von Beauvais* in seinem *Speculum maius* – Prolog Kap. 6 – schrieb, hätte ebensogut aus der Feder des *Albertus Magnus* oder manches anderen naturwissenschaftlichen Autors des 13. Jahrhunderts stammen können: „Die Wonnen des Geistes ziehen mich zu dem Schöpfer und Herrscher dieser Welt, denn

ich folge ihm mit größerer Verehrung und Ehrerbietung, wenn ich die Größe und Schönheit und Dauerhaftigkeit seiner Schöpfung gewahre.“ (S. 169f.).

Das heißt also, daß der eigentliche Impuls, der diese Forscher bewegte, religiöser Natur war: durch die Erforschung der Geschöpfe sollte die Größe des Schöpfers erkannt werden. Nun, man wird nicht sagen können, daß eine solche Motivation das Ergebnis der Forschung beeinträchtigt habe.

Von der Motivation des Forschers war die Rede. Da müssen nun auch noch Namen wie *Kepler*, *Galilei* und *Newton* genannt werden – jeder von ihnen ein Genie. Und doch – welch ein Unterschied. *Kepler* und *Newton* waren ebenso große Astronomen und Physiker wie sie fromme Christen waren. Lassen Sie mich dazu eine Passage aus dem Schlußkapitel von *Harmonices mundi libri quinque* – in Übersetzung – zitieren: „Das ist es also, was ich über das Werk des göttlichen Schöpfers vorbringen wollte. Es ist jetzt Zeit, daß ich endlich Augen und Hände von den Blättern voller Sätze und Beweise weg zum Himmel erhebe und zum Vater des Lichtes in Andacht und Demut bete: O du, der du durch das Licht der Natur das Verlangen in uns mehrst, nach dem Licht deiner Gnade, um uns durch dieses zum Licht deiner Herrlichkeit zu geleiten, ich sage dir Dank, Schöpfer, Gott, weil du mir Freude gegeben hast an dem, was du gemacht hast ... und ich frohlocke über die Werke deiner Hände. Siehe, ich habe jetzt das Werk vollendet ... Ich habe dabei alle Kräfte meines Geistes genutzt, die du mir verliehen hast. Ich habe die Herrlichkeit deiner Werke den Menschen, die mein Buch lesen werden, geoffenbart, soviel davon ... mein enger Verstand hat erfassen können ...“ Ein bemerkenswertes Zeugnis von Motivation und Selbstverständnis eines Großen der Wissenschaftsgeschichte.

*Galilei*, kaum weniger gläubig als *Kepler* und *Newton* und Zeit seines Lebens – ungeachtet seines Konflikts mit der Inquisition – der Kirche verbundener und dazu theologisch durchaus gebildeter Katholik, läßt hingegen ähnliche Ausführungen in seinen Werken vermissen. Was ihn bewegte, waren vielmehr durchaus sehr weltliche, ja materielle Interessen. In den drei genannten Namen begegnen uns nun in der Moderne erneut die beiden aus der Antike bekannten Typen: der des auf die Beherrschung und Nutzens der Welt bedachten Pragmatikers und Utilitaristen, und jener andere des der *Theoria*, der zweckfreien Erkenntnis und Betrachtung der Wirklichkeit verpflichteten Forschers.

Indes ist es gerade der „Typ-Galilei“, der Schule gemacht hat. Bestes Beispiel dafür ist das, was sich auf dem Gebiet der sogenannten Reproduktionsmedizin ereignet, wobei es um extreme finanzielle Interessen geht, denen nicht nur die Würde, sondern sogar das Leben von Menschen – der Embryo ist Mensch – geopfert wird.

Indem nun die Theologie all dem gegenüber auf den transzendenten Schöpfer verweist, zeigt sie einer Wissenschaft, die sich selbst verabsolutiert und zugleich den eigenen Horizont auf das vordergründig Nützliche einschränkt, ihre Grenzen auf. So erweist die Theologie sich als Anwalt des Humanum. Weit davon, darüber hinaus im Orchester der Wissenschaften die erste Geige spielen zu wollen, begnügt sie sich mit dem Part des *Basso continuo*, der bescheiden im Hinter-

grund bleibt und dabei doch das ganze Klanggefüge trägt. Der Theologie kommt es also zu – nicht nur, aber auch – durch ihre bloße Existenz in der *Universitas litterarum* das Fenster zur Transzendenz hin geöffnet zu halten und so zur Kultur wahrer *Humanitas* im Wissenschaftsbetrieb beizutragen.

## II.

Nun ist natürlich auch zu bemerken, daß von dem Eingebundensein der Theologie in den Kreis der übrigen Fakultäten davon keineswegs nur diese einen Gewinn haben. Auch die Theologie kann ihrerseits an Methoden und Ergebnissen der anderen Disziplinen keineswegs achtlos vorübergehen. Ganz allgemein gilt ja, was *Ernst Jünger* in „Das abenteuerliche Herz“ formuliert: „Wer heute wirklich arbeiten, d. h. in das Niemandsland der Gedanken vordringen will, muß sich zunächst in allen Fakultäten das Handwerkszeug besorgen ...“

Hierfür gibt es auch genuin theologische Gründe. Allein die Tatsache, daß die Selbstmitteilung Gottes an den Menschen innerhalb von Raum und Zeit erfolgt ist, verweist auf die Relevanz der historischen Wissenschaften für die Ermittlung des Offenbarungsgeschehens. Es ist die Geschichte Israels, die das erste Medium dieser Offenbarung war, und ebenso jene Jesu von Nazareth, in dem sie aufgipfelte. Sodann aber ist Adressat der Mensch bzw. die Menschheit. *Karl Rahner* hat den Menschen geradezu als „Hörer des Wortes“ definiert. Damit aber ist offenkundig, daß alle Wissenschaften, die den Menschen und die menschliche Gesellschaft zum Gegenstand haben, für die Theologie von Interesse sind. Sie muß wissen, wer dieser Adressat der göttlichen Offenbarung ist, welche Voraussetzungen er für deren Erkenntnis und Verwirklichung mitbringt.

Das Angewiesensein der Theologie auf die sogenannten profanen Wissenschaften läßt sich, meine ich, besonders eindrucksvoll auf dem Gebiet der Bibelwissenschaften, einem Kernbereich der Theologie, darstellen.

Noch sehr genau erinnere ich mich an einen Kollegen von der neutestamentlichen Exegese. Er lehnte es zeitlebens entschieden ab, auch nur einen Fuß auf palästinensischen Boden zu setzen, das Heilige Land zu besuchen. Für seine Forschungen, meinte er, genügten ihm die 671 Seiten des Nestle – damit meinte er das von Nestle-Aland herausgegebene *Novum Testamentum graece*, das griechische Neue Testament. Ohne dies damit ausdrücklich zu sagen, bzw. es überhaupt zu wollen, hat er damit die Bedeutung des Neuen Testaments auf die einer vom Himmel gefallenen Heiligen Schrift reduziert, wie dies vom Koran gesagt wird. Damit wird das Neue Testament seines Entstehungshorizonts, seines historischen Kontextes und damit einer wesentlichen Dimension beraubt. Daß eine Schrifterklärung mit dieser Prämisse in die Irre führen muß, ist offenbar.

Da nun schlägt die Stunde der historischen Wissenschaften, die anderwärts nicht zu erreichendes Wissen und ein reiches Methodeninstrumentar zur Verfügung stellen können – wenn sie denn befragt werden. Dies mag nun an zwei Beispielen gezeigt werden. Sie erinnern sich wohl an das Gleichnis vom ungerechten – andere sagen vom klugen Verwalter, das im Lukasevangelium 16, 1-8 zu lesen ist.

Es geht darum, daß ein Gutsverwalter, der Untreue angeklagt, mit seiner Entlassung rechnen muß. Nun denkt er an seine Zukunft und beschließt, die Schuldner seines Herrn sich zu Freunden zu machen. Er ruft sie zu sich und fragt: Wie viel schuldest du meinem Herrn? „Hundert Faß Öl“ sagt dieser. Darauf der Verwalter: „Nimm deinen Schuldschein, setz dich gleich hin, und schreib fünfzig.“ So macht er es auch mit den andern. Und nun heißt es im Evangelium: „der Herr [= Gott] lobte die Klugheit des unehrlichen Verwalters und sagte: Die Kinder dieser Welt sind im Umgang mit ihresgleichen klüger als die Kinder des Lichts.“ Und dann, schockierend, Jesus: „Ich sage euch, macht euch Freunde mit Hilfe des ungerechten Mammons ...“

Wirft das nicht alle christliche Moral über den Haufen? In der Tat war lange Zeit dieses Gleichnis eine Crux für die Bibelerklärer, die bei ihren Auslegungsversuchen wahre Purzelbäume schlagen mußten, damit aus diesem Gleichnis nicht eine von Jesus sanktionierte Aufforderung zum Betrug abgeleitet würde.

Aber – all die Purzelbäume und Klimmzüge wären überflüssig gewesen, wenn man sich etwa bei den Papyrologen, den Kollegen von der antiken Rechts- bzw. Wirtschaftsgeschichte Rat geholt hätte. Was wäre dann herausgekommen? Das wäre etwa bei *Johannes Hermann, Rechtsgeschichtliche Überlegungen zum Gleichnis vom ungerechten Verwalter*, in: *Beiträge zur Rechtsgeschichte*, München 1990, 337-350 nachzulesen gewesen. Nämlich dies: Es war üblich, mit dem Blick auf das alttestamentliche Zinsverbot, Darlehen nominell unverzinslich zu gewähren. Um dieses Verbot zu umgehen, schlug man den erwarteten Zins von vornherein auf die Darlehenssumme auf. Der ungerechte Verwalter tat also nichts anderes, als diese unlautere Gewinnspanne, den „ungerechten Mammon“, wieder abzuziehen bzw. zu vermindern. Damit also machte er sich Freunde mit dem ungerechten Mammon – und der Gutsherr konnte dagegen nichts tun, wenn er sich nicht bloßstellen wollte. Auch in einer anderen Hinsicht ist das breite Spektrum der Altertumswissenschaften unentbehrlich für die neutestamentliche Exegese.

Liest man also das Neue Testament im Lichte der gesicherten Ergebnisse der Altertumswissenschaften in ihren einzelnen Disziplinen, gewinnen die biblischen Aussagen an Konturen und Plastizität, wobei die auch heute noch weithin dominierende und oft absolut gesetzte literarkritische Betrachtungsweise redimensioniert wird und zugleich durch die umfassende historische Sicht eine notwendige Ergänzung erfährt.

In ähnlicher Weise sieht sich auch die systematische und die praktische Theologie auf die Ergebnisse der Humanwissenschaft und die Auseinandersetzung mit diesen verwiesen.

Kann man – so fragen wir zum Beispiel – Moraltheologie betreiben, ohne die Disziplinen der Anthropologie, Psychologie, Medizin etc. mit ihren Ergebnissen zu berücksichtigen? Gegenstand der Moraltheologie sind nun einmal nicht nur sittliche Normen, sondern auch der Mensch, der in seinem Handeln sich an diesen Normen zu orientieren hat, und dessen Tun und Lassen an diesen Normen zu messen ist.

Deshalb ist es doch von höchstem Interesse, mit Hilfe der genannten Disziplinen die anthropologischen etc. Voraussetzungen für das sittliche Handeln der Person zu erforschen, um alsdann etwa Möglichkeiten bzw. Grenzen sittlicher Verantwortung auszuleuchten.

Hierzu *Leo Scheffczyk*: „Die Ergebnisse der Humanwissenschaften können zwar keine moralischen Inhalte und Normen setzen, wohl aber vermögen sie die Voraussetzungen, Bedingungen und Modalitäten anzugeben, unter denen ein sittlicher Akt in einer bestimmten Zeit, Situation oder Lage seine passendste und vollkommenste Verwirklichung findet.“

Schließlich stellen die erwähnten humanwissenschaftlichen Disziplinen ihrerseits die Moraltheologie vor erhebliche Probleme. Das sich immer mehr erweiternde Feld der Humangenetik tut dies in besonderem Maße. Eine besonders drängende Frage ist es etwa, ob um vage vermuteter Heilungschancen willen Embryonen – d. h. Menschen – produziert und getötet werden dürfen.

In ähnlicher Weise kann die Pastoraltheologie des Blickes über den Zaun nicht entraten. Ihr Gegenstand ist die Umsetzung der Glaubenswahrheit und der Sittenlehre in das konkrete Leben von Einzelperson, Kirche und Gesellschaft. Das bedeutet, daß auch diese theologische Disziplin sich der psychologischen und soziologischen Voraussetzungen und Umstände vergewissern muß, unter denen die Kirche ihre Verkündigung und ihr liturgisch-sakramentales Handeln zum Heil des Menschen zu entfalten hat. Auch die Übung der christlichen Caritas ist auf diese Erkenntnisse angewiesen. Nun freilich bedarf es bei diesem Bemühen um Interdisziplinarität auch der Gabe der Unterscheidung, wobei durchaus die eine oder andere Gratwanderung erforderlich ist.

Bei nicht wenigen Theologen besteht nämlich eine Tendenz, die Erkenntnisse der Theologie an jenen der Humanwissenschaften zu messen. Diese – so *Scheffczyk* – „sind inzwischen in die Position einer hermeneutischen Instanz gerückt, welche der Theologie nicht nur Regeln und Ableitung ihrer Erkenntnisse, Sätze und Normen liefert, sondern die auch die Inhalte selbst normiert.“

In der Tat, meint man etwa, sollten Ergebnisse der Verhaltensforschung Aussagen über das sittliche Handeln des Menschen ermöglichen können. Es ist also, bei diesem Vorgehen, der Absturz nach der einen wie der anderen Seite zu vermeiden.

Ein reger Austausch über die Fachgrenzen hinweg ist nicht nur von beiderseitigem Interesse, sondern dringend geboten. Einerseits bedarf die – namentlich die systematisch-spekulative – Theologie der Erdung, andererseits lehrt die Geschichte, namentlich jene des 20. Jahrhunderts, daß selbst die Wissenschaft der Heilkunst auch dem Verbrechen dienen kann, wenn sie die transzendente Dimension von Mensch und Welt aus dem Blick verliert.

### III.

Das augenfälligste Beispiel dafür ist die Mentalität des späteren 19. und des 20. Jahrhunderts, die maßgeblich von dem beinahe rauschhaften Erleben des spekta-

kulären technisch-naturwissenschaftlichen Fortschritts inspiriert war und meint vielfach auch heute noch, wenn man von Wissenschaft spricht, einfach Naturwissenschaft. Hand in Hand damit geht häufig eine materialistische, biologistische Weltanschauung. Da nun meinte man weithin, die gesamte Wirklichkeit von Mensch und Welt mit den Kategorien der Naturwissenschaft erklären zu können. Was mit eben diesen nicht zu fassen ist, wird dann folgerichtig als nicht existent abgetan. Damit allerdings überschreitet ein Naturwissenschaftler, der so deutet, die Grenzen seiner Methode. Diese aber wird von ihrem Gegenstand bestimmt. D. h. daß ich etwa einen Text nicht mit chemisch-physikalischen oder aber die Zellstruktur eines Protozoons nicht mit literarkritischen Methoden erfassen bzw. erklären kann.

Wird dennoch ein solcher Versuch unternommen, ist nicht nur der Konflikt, sondern das Scheitern des Versuches unvermeidbar. Solches geschieht etwa, wenn gewisse Vertreter der Hirnforschung die Willensfreiheit der Person nicht anerkennen, oder Liebe, Haß, Religiosität, ja gar eine Mozartsymphonie als Produkte neurophysiologischer Vorgänge erklären wollen. Daß bei alledem neurophysiologische Vorgänge sich ereignen, ist natürlich unbestritten. Aber – wird hier nicht der Pianist mit dem Klavier verwechselt?

Der bekannteste und meistdiskutierte, ja vor Gerichten verhandelte Fall dieser Art ist jedoch der Kreationismus-Evolutionismus-Konflikt. Da meinten nun gewisse Theologen – meist US-amerikanische und nichtkatholische Theologen, die Entstehung des Kosmos mit der Schöpfungsgeschichte im Buch Genesis des Alten Testaments erklären zu können, während auf der anderen Seite die Evolutionisten glauben, die Erschaffung der Welt durch einen transzendenten Schöpfergott endgültig widerlegt zu haben. Es ist evident, daß jeder der beiden Kontrahenten die Grenzen der eigenen Methode in höchst unzulässiger Weise überschritten und diese absolut gesetzt hat.

In der Tat vermag, ja muß die Theologie danach fragen, ob, warum und wozu Gott die Welt erschaffen hat. Nicht aber kann und darf sie versuchen, aus der Heiligen Schrift abzuleiten, *wie* er das getan hat.

Andererseits können die Naturwissenschaften erforschen und erklären, wie sich das Universum etc. entwickelt hat. Warum, wieso dieses überhaupt existiert – oder um es salopp zu sagen: warum, was, wozu einmal geknallt habe – das kann man nun wirklich nicht mit Astrophysik etc. erklären. Hier verläuft die Grenze, jenseits welcher Philosophie und Theologie das Wort haben.

So ist es also die Eignung der Methode für den jeweils eigenen Forschungsgegenstand und ihre Tragweite, die jene Karambolagen vermeiden läßt, bei welchen die intellektuelle Seriosität zu Bruche geht.

*Walter Kardinal Brandmüller lehrte Neuere und Mittelalterliche Kirchengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg und war von 1998 bis 2009 Präsident des Päpstlichen Komitees für Geschichtswissenschaft in Rom.*